

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 7

Artikel: Simon Gfellers "Schwarmgeischt"
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

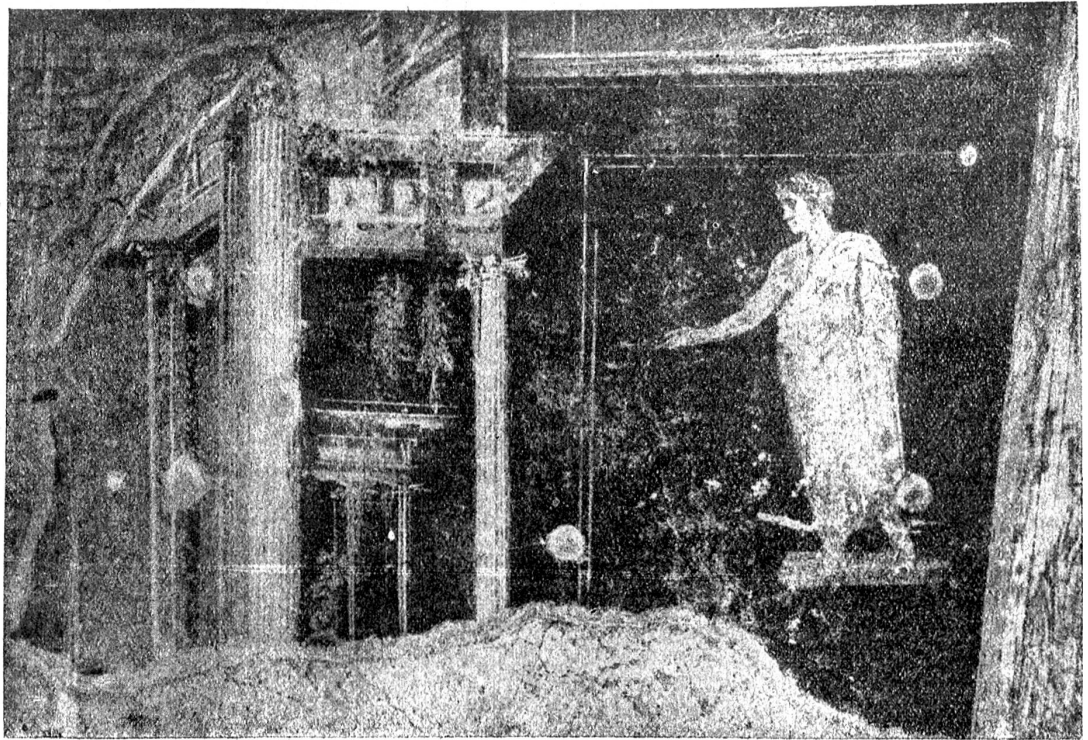
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nun ist dieses Rätsel durch die neuesten Ausgrabungen in Ostia, der an der Tibermündung gelegenen Hafenstadt Roms, gelöst worden. Prof. Dr. Chr. Kuefen berichtet in der Berliner „Woche“ darüber wie folgt:

Seit Rom die Mittelmeerbeherrschung geworden war, blühte Ostia, das die Millionenstadt vom Meere her mit Lebensgütern zu versorgen hatte, mächtig auf. Die Ruinen der öffentlichen Bauten, Tempel, Theater, Thermen zeugen von ihrer damaligen Größe. Die Stadt hatte, weil am flachen Meeresufer gelegen, ein sehr regelmäßiges Straßennetz mit rechtwinklichen Häuserblocks.



Wandmalerei aus dem Haus des Gaius Maecenas.

Die ausgegrabenen Reste eines solchen Häuserblocks gibt unsere Abbildung S. 88 wieder. Man muß sich diese Reste zu einem vierstöckigen Hausbau ergänzt denken, der ein höfähnliches Geviert umschließt. Nach dem Stempel zu schließen, den man auf Ziegeln gefunden, muß dieser Häuserblock um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. erbaut worden sein. Da ähnliche Bauten auch in andern Teilen der Stadt aufgedeckt sind, darf man den Bau nach der Art des hier rekonstruierten als den Normaltypus eines antiken Großstadthauses ansprechen.

Für dieses charakteristisch wäre, nach den Ausgrabungen in Ostia zu schließen, daß seine Räume nicht ausschließlich auf einen, sondern zum Teil noch in einem darüberliegenden Halbgeschoß angeordnet sind. Mehrere dieser Räume hatten hohe Fenster nach der Gartenseite hin, die im Erdgeschoß natürlich auch Ausgänge dorthin. Der nach der Sonnen- und Gartenseite hin orientierte Flügel des Häuserblocks enthielt Wohnungen für die Vornehmen und Vermöglichen. Beweis hierfür ist nicht nur die reiche Zahl der Räume, sondern auch ihr häufiger malerischer Wandschmuck. Die auf S. 89 wiedergegebene Wandmalerei, Jupiter und Gaius Maecenas darstellend, wurde in einem der ausgegrabenen Häuser in Ostia gefunden. Der entgegengesetzte Flügel des Blockes enthält nur viereckige, mit einem Straßfenster versehene Räume; hier wohnten allem Anscheine nach ärmere Stadtbürger.

Etwa anderthalb Jahrhunderte später, bald nach Konstantin, setzt der rapide Verfall von Ostia ein. Sein Hafen versandete; die Häuser wurden verlassen und zerfielen. Im frühen Mittelalter erhob sich auf den Trümmern des antiken Ostia, das von Papst Gregor IV. zum Schutz gegen die Sarazenen gegründete Neu-Ostia, das aber auch seinen langen Bestand hatte. Aus dessen Trümmern ragen heute noch die Reste eines antiken Haupttempels hervor unweit von der kleinen Basilika aus der Neuzeit: Symbole zweier Religionen und zweier Weltalter.

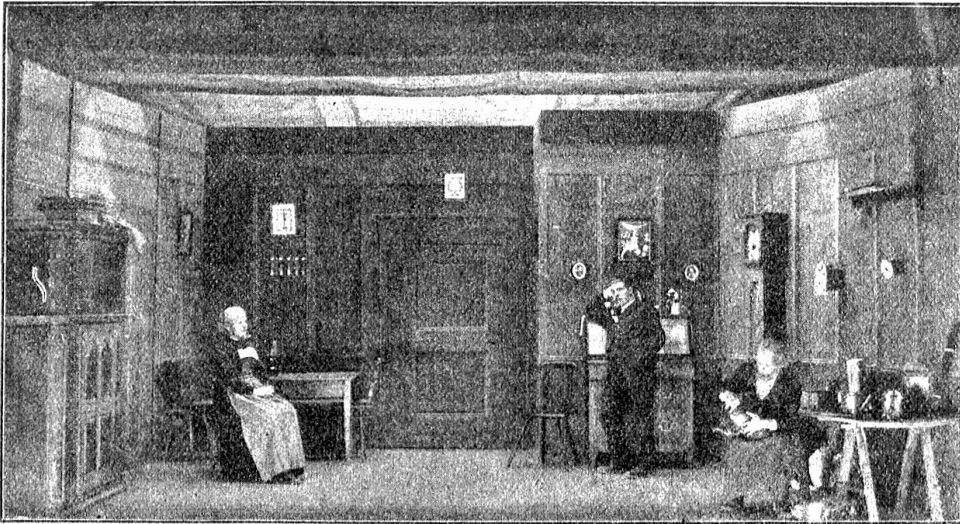
Simon Gfellers „Schwarmgeist“.

Wer die Aufführung von Simon Gfellers berndeutschem Schauspiel „Schwarmgeist“ im Berner Stadttheater mit erlebt hat, ist überzeugt, daß das Dialektstück auch auf der Stadtbühne Heimatrechte erwerben wird. Es kann unserem Schweizer Theaterpublikum unmöglich länger verborgen bleiben, daß große künstlerische Schätze in unserer Volkssprache und in unserem Volksleben schlummern, die gehoben sein möchten, die an das Licht des Tages drängen, um wirksam zu werden für unsere nationale Kultur. Wenn diese Erkenntnis endlich gereift sein wird, wenn der ernsthafte Theaterbesucher, dem es um Kunstgenuß und nicht bloß um leichte Unterhaltung zu tun ist, weiß, daß ihm im Dialektstück auch gute und beste Kunst geboten wird, dann wird er zweifellos auch zahlreicher die Dialektauführungen besuchen als das leider bis heute der Fall war. Man muß der Dialektbühne diese Entwicklung wünschen; denn auch sie kann ohne die moralische und materielle Unterstützung des Publikums nicht gedeihen.

Die schweizerischen Dialektdichter ließen es nicht an Versuchen fehlen, ernste, ja selbst tragische Stoffe für die Bühne zu bearbeiten. Nur wenige haben damit Erfolg gehabt; und keiner von ihnen hat den vollen künstlerischen Erfolg zu buchen, wie ihn Simon Gfeller mit seinem neuesten Dreiafter errungen hat. Weil hier zum ersten Mal der vollgiltige Beweis gelungen ist, daß ein kunstgerechtes, bühnenwirksames und bühnenbeständiges Dialekt drama möglich ist, darum verdient Gfellers „Schwarmgeist“ besonderer Erwähnung.

Welche Vorzüge machen dieses Stück beachtenswert? Einmal die geschickte, klare, einfache Handlungsführung: Auf dem „Guggersjurrhübe“, einem Emmentaler Schuldenhöflein, ist die seelische Not eingekerkert: Ueli Reist, der Bauer, ist im Grenzdienst; daheim verzehrt sich Stüdeli, die junge Frau, in Sehnsucht nach dem seit lange abwesenden Mann; sie fällt in diesem Seelenzustand dem Einfluß ihrer Schwägerin anheim, die sich religiöser Schwärmerei hingeeben hat als Ersatz für ein erhofftes und verlorengegangenes Eheglück. Fridi, das kleinere der beiden Kinder des Ehe-

Spruch: Man kann sich täuschen, glaube mir, man kann das für Stärke des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist. Schiller.



Heimatsschutztheater: „Schwarmgeist“ von Simon Gfeller, 1. Aufzug.

paares, erkrankt; die Tante will es gesund beten; Stüdeli hat nicht die Kraft, ihr zu widersprechen; umsonst stellen sich die freundlichen und gutmeinenden Nachbarnsleute und der treue Knecht diesem sinnlosen Treiben entgegen. Der Arzt kommt zu spät, das Kind stirbt. Die arme Mutter verliert den Verstand; sie herzt im Friesinn inbrünstig das Kissen des Kinderbettes und singt ihm das Schlafliedchen. Elise, die das Unglück verschuldet hat, erwacht aus ihrem Wahn und zerquält sich mit Selbstvorwürfen. Sie bekennt in einem Briefe an den Bruder ihre Schuld und ist reumütig auf seine Vorwürfe gefaßt. Ueli kommt heim; ein Unfall hatte ihn gehindert, ans Totenbett seines Kindes zu eilen. Wie er den Zustand seines Weibes gewahrt wird, will ihn der Schmerz übermannen, und im ersten Wutsturm stößt er die Hand der Schwester zurück. Doch der Grenzdienst und der tägliche Anblick der Kriegsgreuel haben ihn das Verzeihen gelehrt und haben ihn gelehrt, die Kleinheit der eigenen Not von der Größe der allgemeinen Not abzumessen. Das Zureden der waderen Nachbarnsleute fällt auf guten Boden; er reicht der Schwester die Hand zur Versöhnung. Während dieses Vorganges ist Stüdeli unter der Türe des Nebenzimmers, wohin sie sich mit irrem Geist vor ihrem Manne geflüchtet hatte, erschienen. Und wie Ueli seinen geschwellenen Fuß entkleidet hat und Elise ihn mit einer Heilinktur einreiben will, nähert sie sich dem Bettchen und nimmt das Kissen heraus; dann schafft sie sich zu ihrem Manne mit einem leisen, aber entschlossenen „Loh mi zuehe!“ Zugang und legt ihm das Kissen unter den Fuß; hernach geht sie aus der Flasche, die sie der Schwägerin aus der Hand genommen hat, auf den geschwellenen Fuß und reibt behutsam ein. Mit stummem, aber freudig bewegtem Mienenspiel begleiten die Zuschauer diese Handlung; sie wissen plötzlich, daß Stüdelis Erkrankung nicht hoffnungslos ist. Mit diesem versöhnenden und aufhellenden Lichtblick schließt das Stück. Es entläßt den Zuschauer erschüttert, aber zugleich getröstet.

Ebenso geschieht, wie die Handlung in die dramatische Form gekleidet ist, ist sie psychologisch motiviert. Sie ist in erster Linie durch die Charaktere bedingt. Es sind weiche, religiös und sittlich warm empfindende Menschen, die hier die Schicksalsprobe bestehen müssen. Ein arbeitsreiches Leben in ländlicher Abgeschlossenheit hat diese Menschen verinnerlicht. Leicht geht auf diesem geistigen Ackergrunde der Same der religiösen Schwärmerei auf. Geschickt verwendet der Dichter hier das psychologische Motiv der Ablenkung: Elises Träume sind nichts anderes als die Erfüllung gehegter und ins Unterbewußtsein verdrängte Lebenswünsche. Ihre klare, einfache Symbolik wirkt stark poetisch und zugleich hand-

lungsfördernd; denn der letzte Traum der psychologisch und künstlerisch prächtig abgerundeten Traumserie bringt auch die Erlösung vom Schwarmgeist und ermöglicht die Neue Elisen und ihre Versöhnung mit Ueli. Die Verwendung der Traumtechnik in dieser modernen Ausdeutung bedeutet nicht nur für das Dialektstück sondern wohl für das Drama überhaupt eine Pioniertat, die besonderes Lob verdient.

Simon Gfeller hat sich aber nicht nur ein bühnentechnisches Glanzstück leisten wollen; wenn ihm ein solches gelungen ist — und daran zweifelt niemand, der die gewaltige Wirkung dieser dritten Szene und insbesondere die erschütternde des Schlus-

spielles erlebt hat — so ist das ein Glücksfall, wie ihn wenige Dichter und diese meist nur einmal erleben und wie auch der Egg-Dichter ihn in seinem Leben vielleicht nie mehr tun wird. Wie wir den Dichter kennen, war es ihm in diesem Stück um eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem im Emmental und anderswo im Bernerlande grassierenden religiösen Schwarmgeist zu tun. Vielleicht als erster Schweizerdichter — Gotthelf mit eingeschlossen — hat er diesen als ein psychopathologisches Problem erkannt und daraus das tragische Schuldmotiv abgeleitet. Diese Erkenntnis ließ ihn auch die schönen, versöhnenden Worte finden in der Polemik gegen den Schwarmgeist. Er legt sie dem Allerlei, einem schlichten Mann aus dem Volke, und seiner Frau in den Mund. Sie wirken in ihrer kraftvollen Bildlichkeit ungemein packend und überzeugend. Hier erreicht Simon Gfeller Gotthelfsche Ausdruckskraft. Wenn ein Volksstück das Lob verdient, aufklärend und bildend zu wirken, so ist es Gfellers „Schwarmgeist“. Es dürfte hundert Predigten von der Kanzel herab überflüssig machen, wenn es ins Volk hinaus dringen sollte.

Diese Inhaltsseite des Stückes bedeutet für seine Wirkung auf der Stadtbühne eine gewisse Einschränkung. Gewiß, aber „Schwarmgeist“ reicht weit über das Tendenzstück hinaus. Die seelischen Schönheiten, die dieses Dialekt-drama in gedrängter Fülle zusammenstellt, — Beispiele ähnlicher Häufung schöner, schlichter Menschlichkeit muß man schon in der großen Literatur suchen — sie allein reichen aus zu einer Gesamtwirkung, die weit über das Durchschnittsmäß hinausgeht. Simon Gfeller beweist wieder einmal, daß nicht die Technik die Dichtung ausmacht, auch nicht die Problemstellung und das Mehr oder Weniger von Geist und Witz, sondern die Kraft, aus einem gesunden, menschenfreundlichen und menschenverstehenden Dichterherzen heraus Menschen zu schaffen, die sittlich schön und edel zu handeln verstehen. Und mögen diese Menschen noch so bäuerlich gekleidet sein und mag ihre Sprache noch so rauh klingen und largen Ausdruck haben für seelisches Erleben — wie reich aber ist Gfellers Berndeutsch! — wenn die innere Schönheit, sagen wir es schlicht und eindeutig: die Liebe aus ihnen leuchtet, wie aus diesem Kaspar Dreier, diesem Rächli, diesem Rues, diesem Stüdi und Ueli und Elise, dann muß ihr Schicksal unser Interesse und unsere Teilnahme erwecken.

H. B.

Das alte und das neue Bauernhaus.

(Aus dem Vortrag „Die Pflege des bäuerlichen Lebens“.)

Josef Reinhart ist der berufene Darsteller bäuerlichen Lebens, ist er doch selbst in einer Bauernfamilie aufgewach-

sen und hat die Arbeit und den Segen der ländlichen Scholle an sich selbst erlebt. Er ist darum auch der berufene Kritiker des heutigen Bauernstandes. Der Krieg, die neue Zeit überhaupt, hat die geistige Struktur des Landvolkes verändert, gewiß nicht zum Vorteil des Volksganzen; denn wenn sich der bodenständige und alteingesessene Teil, der Kern des Volkes, in den Strudel des Materialismus hineinziehen läßt, dann muß es einem schon bange werden um das Ziel, dem wir unaufhaltsam zusteuern.

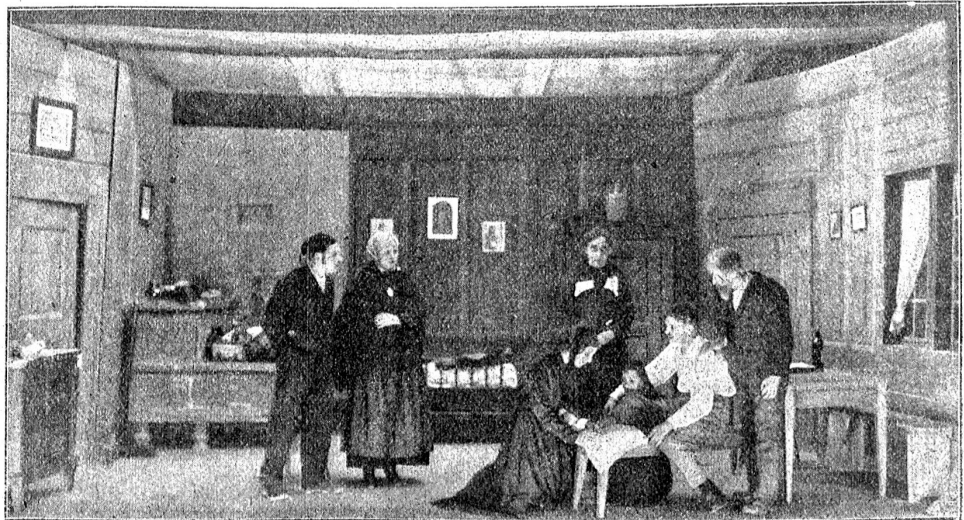
Reinhard zeigt in seinem Vortrag „Die Pflege des bauerlichen Geisteslebens“ — er ist kürzlich im Verlag H. R. Sauerländer, Marau, in Buchform

erschienen — warnend und mahnend auf diese fatale Tatsache, aber er knirscht nicht nur, sondern zeigt auch, wie diese Entwicklung zum Schlimmen aufgehalten und zu einem besseren Ziele geführt werden kann. Er fordert die Rückkehr zum Idealismus, wie er in der Religion, in der Dichtung und in der Kunst einer primitiveren oder besser: schlichteren, einfacheren und konfliktloseren Zeit lebt.

Reinhard sieht ohne Zweifel richtig und verdient die Zustimmung und Unterstützung aller Einsichtigen. Möge seine Stimme nicht verhallen als der eines Rufes in der Wüste!

... Zwei Bauernhäuser sehen wir im Geiste: Beim einen da grünen bunte Blumen aus den Grasgärten unter vertrauten Obstbäumen hervor: alte Bauernblumen, Malven, hundertblättrige Rosen, gelbe Strauchrosen nicken über die dunkelgebräunten Holzlatten, und Bienen summen um den blühenden Holzerbusch neben dem laufenden Steinbrunnen. Weit und behaglich greift das Schindeldach über den reinlichen Platz vor der Scheune und dem Wohnhaus herab. Eine grüne Holzbank unter dem Geraniumfenster lädt uns nach der Tagesarbeit zur Abend- und Sonntagsruhe ein. Da sitzen sie denn auch am Sommerabend beisammen, wenn die jungen Schwalben unter dem Hausdach noch zirpen, und da sitzen sie beisammen im Gespräche, Meister und Knecht, und auch die Meistersfrau gesellt sich zu ihnen mit einer Rüstarbeit für den morgigen Tag. Es ist merkwürdig: von Hand mußten sie den Acker und das Feld bebauen; keine Maschinen kamen ihnen zu Hilfe, und doch fanden sie noch Zeit und Muße zu einem Feierabendhock, da sich Knecht und Meister, Kind und Mutter, Bauer und Bäuerin als Menschen verstanden, da sie für ein Stündchen im Tag fühlen durften, daß das Leben noch etwas anderes sei als Hast und harte Arbeitsmüh. Es wurde erzählt aus alten Tagen, Vachhaftes und Nachdenkliches, von Land und Leuten. Die Kinder hörten zu; dann stimmte ein Mähdler ein Lied an, er mußte den Kindern die Strophen wiederholen. Ein anderer holte die Handharfe heraus. So dämmerte die Nacht herein. Die Leute fühlten sich umwoben vom Duft der aufgeweckten Erinnerungen, vom süßherben Klang der alten Melodien; und der liebe Stimmfall der alten Muttersprache klang in ihrem Ohre und ihrem Herzen nach. Es ist, was der Dichter in seinem Liede besingt, das Heimelige, das für immer ihre Herzen band und sie für alle Zeiten firmte für das Elternhaus und Familiengefühl, das einem Menschen immerdar ein Hort der edelsten Seelenkräfte ist...

... Neben diesem Bild, das aus der Vergangenheit herausleuchtet, steht das Bauernhaus der Gegenwart. Nicht, daß es bezeichnend für alle Orte und Talchaften wäre:



Heimatschutzthema: „Schwärmisch“ von Simon Gfeller, III. Aufzug (Schluss-Szene).

Gott sei Dank, ist alter Bauernegeist so zäh und unausrottbar wie der Efeu an der Mauer! aber das Wesen des modernen Bauernbetriebes hat sich doch so deutlich in unser Bewußtsein eingegraben, daß uns die unvermeidlichen Drahtzäune um die Haus- und Hühnergärten, die zementgrauen Brunnenröhr, die öden Eternitdächer, die grellen Backsteinsmuster immer mehr das Bild der malerischen Heimatllichkeit verdrängen, daß wir uns fragen müssen: Ist hier der Sinn für die Schönheit und der alte Adel unseres Bauertums noch wach gelieben, oder ist er unter dem Einfluß der unruhigen Neuzeit erstickt, so daß man da drinnen über die andern lächelt, die von einer guten alten Zeit zu träumen wagen? Und gibt es nicht wirklich gar viele Bauernhöfe landauf, landab, wo man keine Zeit mehr findet, ein paar Blumen vor den Fenstern oder dem Gartenhag entlang zu ziehen? Wo keine Hausbank mehr die Bewohner zur abendlichen oder sonntäglichen Ruhe sammelt? Warum denn auch? Der Geist der Neuzeit, der in Meilenstiefeln schreitet, zweckhaft, zielbewußt, er läßt uns keine Ruh und Muße mehr, auch am Abend nicht, vielerorts auch der Frau am Sonntag nicht. Es gibt so viel zu tun bis in die Nacht hinein; es gibt so viele Vereine, am Sonntag so viele Feste, Anlässe in der Stadt, daß das häusliche Leben immer mehr vereinsamt. Oft siehts auch drinnen in der Stube nicht so aus, daß man Lust bekommen möchte, am Abend, am Sonntag treulich beisammen zu sein. Das sollte eine Bauernstube sein mit den „glarigen“ Jahrmartbildern an den billigen Tapeten, den glänzenden Bazarmöbeln, den langen Spizen am Fenster, dem Eisenofen mit den geisterhaften Rohren? Wo sind die Bücher, die Bibel auf dem Schafte? Kann das Kartenspiel die Welt der Bücher ersetzen? Wohl ein Gesangbuch, das man aber nur zur Hand nimmt, wenn es Zeit ist für die Gesangsstunde. Aber sonst hört man immer weniger Lieder im Bauernhause; auch in glücklichen Zeiten nicht. Wo soll die Tochter die alten Lieder singen lernen? Im Töchterchor? Da singt man nur dreistimmig, aus dem Buche fürs Konzert. Oder in der Pension? Da hat man keinen Sinn für alte Volkslieder, für alte Sagen und Hausmärchen; da geht man darauf aus, Manieren zu lernen, wie man Gäste empfängt und serviert, aber nicht wie man einfach und natürlich, mit heiterm Ernst ein Hauswesen wohnlich und gemütlich macht. Und die andern Erscheinungen des neuzeitlichen Lebens, die aufregende Nähe der Städte, die Eisenbahnen tun das ihre, daß der letzte Rest vom alten Bauernegeist aus den Häusern schwindet: Städtisch in der Kleidung, daß man nicht weiß, ob Bauerntochter oder Schreibmaschinenfräulein, städtisch in der Wohnung, städtisch im Geschmack, im ganzen Tun und Lassen, das ist

vielerorts das Ideal einer Bauerntochter geworden, ein Wesen, nicht Fisch noch Vogel! Und wo eine solche Bauerntochter einzieht in ein Haus des alten schlichten Bauerntums, da fliegen die Schußgeister von dannen; denn sie können die Luft moderner Vornehmheit und unnatürlicher, überspannter Halbgebildung nicht vertragen...

Aufsteigende Wolken.

Seit Deutschland alle Welt mit seinem Unterangebot überschwemmte, zogen die Exportindustrien riesige Auslandsgewinne, welche ihren Arbeitern ermöglichten, immer neue Lohnforderungen anstandslos durchzudrücken. Dabei vergiht man, wie wenig diese Lohnhöhungen dem Maße der Teuerung zu folgen vermöchten. Die Lebenshaltung der Arbeiterschaft stand erbarmungswürdig in den Kreisen des unteren Mittelstandes. Nun kam im Lauf des letzten Jahres die Aufhebung der Zwangswirtschaft hinzu, welche automatisch die Preise der landwirtschaftlichen Produkte in die Höhe schnellte, gemäß den Gesetzen der Weltwirtschaft; in hochvalutierenden Ländern hat diese Maßnahme das Sinken der Preise, das Angleichen an den niedrigen Weltmarktpreis zur Folge, in tiefvalutierenden muß der Preisabbau sich heben.

Es kommt aber außerdem eine Maßnahme hinzu, die in derselben Richtung wirkt: Die Erfassung der Auslandsgewinne durch die Steuerorgane des Reiches. Bevor dies geschehen, durfte sich die Gewerkschaft zwischen Inlandspreis und Auslandspreis mit ihren Forderungen tummeln nach Belieben — seit dieser Zaun auf die nächste Distanz zusammengedrückt wurde, ist der Tummelplatz geschwunden, und der Angriff muß sich, wie in andern Ländern, gegen die normalen Handelsgewinne und Industrieprofiten richten, und der Widerstand des Kapitals muß sich damit aufs Ungeheure verstärken.

Mit banger Sorge muß darum der Zuschauer auf die politischen Auswirkungen dieser Krisis achten. Deutlich hebt sich die neue Stufe der wirtschaftlichen Depression ab, welche der ersten folgen muß: Waren bis jetzt die Westländer allein arbeitslos, so steht die Gefahr nun auch den mitteleuropäischen Staaten bevor, und zwar in schlimmerer Form; die Westländer waren imstande, mit ihren Kapitalvorräten, mit einer freilich horrenden Steuerlast ihre Arbeitslosen zu erhalten und die nötigen Mittel zum Leben aus ihrem eigenen, immer schwerer belasteten Produktionsapparat zu beschaffen oder mit leichter Mühe aus dem Auslande zu beziehen. Deutschland aber, das schon in seiner Konjunkturzeit eine passive Handelsbilanz von zwei Milliarden Goldmark verzeichnete, also für sein Brot und seine Rohstoffe, die es aus dem Auslande bezog, ein Aufgeld in jenem Betrage leistete, und dies trotz wahnsinnig gesteigerter Arbeit, wird nicht imstande sein, in der schlimmen Zeit einen ähnlichen Zuschuß aufzubringen.

Es steht vor einer ähnlichen Situation wie Oesterreich, dessen umlaufende Notenmenge sich zwar vervielfacht hat, aber noch einen Kaufwert von ungefähr einem Viertel gegenüber dem Vorjahre besitzt. Die in Deutschland zirkulierende Markmenge hat sich nicht der gesunkenen Kaufkraft entsprechend vermehrt — es ist also nicht die Inflation, welche in erster Linie die Teuerungswelle verursacht hat, sondern der wahnsinnige Tiefstand der Mark im Auslande, hervorgerufen durch ein unbegrenztes Angebot von Markdevisen an allen Börsen der Welt; dieser Tiefstand im Auslande treibt die Teuerung über die der Inlandsinflation entsprechende Höhe empor; keine Einstellung der Notendrucke kann die Bewegung anhalten; solange die Mark unlenkbar bleibt, steigen die Preise bis zum völligen Ausgleich. Dabei hat Deutschland nur den einen Vorteil, daß für seinen Inlandsmarkt vorläufig gearbeitet werden kann, die Nachteile aber zeichnen sich in den neuen Kämpfen ab; ob das Kabinett Wirth, das sich eben aus der Klippe des Eisenbahnerstreiks gerettet hat, das zwischen den Vertrauensvoten

der Mitte und den Mißtrauensvoten der Kommunisten, Stinnesleute und Deutschnationalen bedenklich schwankte, sich nicht schon an der nächsten Kante des Widerstandes zerfellt sieht, kann niemand sagen. Es wird in ein Stadium dauernder Bedrohungen eintreten. Und es steht unter den Rabinetten nicht allein.

Bonomi in Italien sah sich in einer ähnlichen Lage, als er dem König sein Portefeuille zur Verfügung stellte; die Schwierigkeit der Situation wurde erst recht klar bei den verschiedenen gescheiterten Neubildungen. Dem König blieb nichts übrig, als Bonomi aufzufordern, von der Kammer erst ein richtiges Mißtrauensvotum zu empfangen, ehe er wirklich gehe. Im Zusammenhange mit der deutschen Krise ist zu sagen, daß beide direkt mit dem neuen Kurs in Paris zusammenhängen. Italien ist müde, sich in den französischen Striden zu bewegen, verlangt ein Kabinett mit Linksrichtung, unter Teilnahme des nun endgültig abgeplatteten rechten sozialistischen Flügels; in Genua würde ein solches Kabinett viel energischer und offener als das bisherige die Revision der Reparationsbestimmungen, welche in ihrer Härte die Krise verursachen und dauernd verschärfen, verlangen, Lloyd Georges Forderungen stützen und Poincaré die Stange halten.

Im Grunde ist die italienische Kabinettkrise schon eine Antwort auf den neuen Kurs in Paris, mag sie nun durch die Streitigkeiten zwischen der demokratischen Mitte und der katholischen Popolaripartei verursacht worden sein oder nicht. Die wirtschaftlichen Forderungen der Katholiken, in einzelnen Punkten stark sozialistisch angehaucht, verqu coast mit religiösen Ansprüchen, hätten kaum diese störende Kraft, wenn nicht die Krise wütete; sinken aber die Hoffnungen auf Bewährung der Krise, so wird die Nervosität wachsen, und in wenigen Wochen kann eine eben beigelegte Krisis, ob nun Bonomi gehe oder bleibe, ebenso wie Wirth vor dem Sturze stehen.

Ueberschaute Poincaré die wirkliche Situation in England, so wird ihm vollends die Lage klar werden. Die Liberalen, welche gegen Lloyd George Sturm laufen, ihren ganzen Parteiapparat in Bewegung setzen, um ihn zu stürzen, die Arbeiterpartei, die ihn mit seinen eigenen, seit Wochen vertretenen Forderungen bekämpfen, nur, weil es ihm nicht gelungen, diese Forderungen durchzusetzen, die Konservativen, die endlich entdeckt haben, daß er Jahre lang immer mehr liberal regiert hat, und zwar mit konservativer Stützung, alle verlangen, daß er gehe, wissen aber nicht im Geringsten, was nachher zu geschehen habe. Verständigung mit Frankreich, ja, aber auch Beseitigung der Wirtschaftsmisere, das auch, ja! Wenn nun Lord Grey an die Spitze eines neuen Kabinetts kommen sollte, wie würde er die beiden Forderungen vereinigen? Es wird in England schwer gehen, bevor die sich bekämpfenden Parteien einsehen, daß der „Premier der Vermittlung“ recht hat, und daß England genau dort durch muß, wohin er den Weg gewiesen. Leider mehrten sich plötzlich wieder die Schwierigkeiten Englands in Indien, wo die Anhänger Gandhis vor dem Aufstand stehen, in Irland, wo Ulster und Sinnfein die Grenzen nicht finden können und wieder mit Bandenkämpfen die Grenzvereinigung versuchen wollen. Das wird den Gewaltpolitikern von Paris wiederum für eine Weile den Rücken stärken.

Bevor das Beispiel des guten Willens, welches England und die Nordischen mit der großen Kreditthilfe für Oesterreich endlich gegeben haben, wirkt, werden wir noch alle Ängste und Schrecken durchmachen müssen: Poincaré und die Kleine Entente beantragen offen die Verschiebung der Genueferkonferenz, Moskau mobilisiert die kommunistischen Kadres, die deutschen Streiks drohen von neuem, Amerika sagt sein Erscheinen in Genua ab, Italien rechnet überhaupt mit dem Scheitern der Konferenz — der deutsche Kronprinz schreibt Briefe — überall erheben sich drohende Wolken.